

UNTERHALTUNG UND WISSEN

Goethe und die Jüdinnen

von Dr. Berth Frucht

Von einigen Entgleisungen abgesehen, die bei Goethe auch in anderen Fragen als in der Judenfrage vorkommen — wie ich auch in einem Essay: „Widersprüche bei Goethe“ nachweise — war der Dichter ein Freund der Juden.

Er bewunderte und beachtete das „bibelschöpferische“ Volk, dessen geistige Schöpfungen ihm so wohlthätig befruchteten, das der Welt das Buch der Bücher, die Bibel geschenkt hat, in der er, wie er freimütig gesteht, den Seelenfrieden suchte und fand und der er fast allein seine sittliche Bildung schuldig ist. Er bewunderte und achtete das Volk, dem Spinoza entstammte, dessen „leidenschaftlicher Schüler und entschiedenster Verehrer“ Goethe war und der auf den Dichter wie keiner so nachhaltig gewirkt und auf dessen Denkweise so großen Einfluß hatte.

Goethe bewunderte und achtete das jüdische Volk, aus dessen Schoße der königliche Dichter hervorging, der das Hohelied gesungen, „die herrlichste Sammlung von Liebesliedern, die Gott geschaffen hat, das Zarteste und Unnachahmlichste, was uns vom Ausdruck leidenschaftlicher und anmutiger Liebe zugekommen ist.“

Goethe achtete und liebte endlich die Juden, die für die Verkündigung und Verbreitung seines Dichterruhms so unermüdlich tätig waren.

Namentlich aber verehrte und liebte Goethe die Jüdinnen. Schon als Jüngling machte er den schönen Frankfurter Judenmädchen den Hof. So der hübschen, glutäugigen Jutta Schaper. Ihr zuliebe suchte er den Judenkorso am Fischerfelde auf — die anderen Promenaden der Stadt blieben den Juden verschlossen ... Jutta heiratete später den Geldwechsler Mayer Anselm Rothschild, den Begründer des berühmten Bankhauses, und wurde so die Ahnfrau dieser weltberühmten Finanzdynastie. Jüdinnen spielen in Goethes Leben und Wirken eine große Rolle. Sie waren die ersten, die seine Größe so recht entdeckten und dem Dichter, dem Zauberer des Wortes, aber noch mehr dem Lehrer, dem Freund und höheren Führer und Begleiter in den Tiefen und Breiten des Einzel- wie Gesamtlebens — wie Rahel Varnhagen sagt — „die Anerkennung verschafften, die ihm nicht selten von sehr gewichtiger Seite, so von dem dichtenden König Friedrich dem Großen, ja selbst vom Herzog von Weimar und sogar von seiner Muse, der Frau von Stein, vorenthalten wurde.“

Denn die Jüdinnen erfaßten des Dichters Bedeutung, wie Riemer — übrigens kein Juden-

freund — sagt, „mit rascherem und penetranterem Verständnis als die Echt- und Nur-Deutschen. Nicht, weil natürliche Sympathie sie zu dem Dichter zog, sondern weil der jüdische Scharfsinn, unterstützt durch weibliche, nervöse, sensitive Ahnung unter den gangbaren literarischen Münzen den Wert seiner Dichtungen am frühesten erkannten.“

Unter diesen Freundinnen und Verehrerinnen seines Ruhmes ist vor allem Rahel Lewin, die spätere Gattin Varnhagens, zu nennen. Schon als junges Mädchen vergötterte sie den Dichter, dessen Worte ihr wie eine göttliche Offenbarung erschienen. In ihrem Goethe-Enthusiasmus rief sie begeistert aus: „Wenn ich mir den Dichter denke, so treten mir Tränen ins Auge. Alle anderen Menschen lieb' ich nur mit meinen Kräften. Er lehrt mich, ihn mit seinen lieben.“

Rahel, die „Pythia der deutschen Literatur“, wie man die überschwengliche und unermüdete Lobrednerin Goethes nannte, besuchte den Dichter in Weimar und wurde von ihm überaus gastfreundlich aufgenommen und mit Ehrungen überhäuft.

Mit Henriette Herz, der Gattin des bekannten Berliner Arztes Markus Herz und Dorothea Veit, der Tochter Moses Mendelssohns, begründete Rahel den „Berliner Salon“.

Dieser Salon wurde als Sammelpunkt der geistigen Elite, der Diplomatie und des hohen Adels zum Zentrum der Berliner Goethe-Gemeinde. Von hier aus verbreitete sich der Goethe-Kult über ganz Deutschland. Hier wurden selbst erbitterte Gegner Goethes, wie Laube und Heine, zu Bewunderern und Verehrern des „Altmeisters“ bekehrt.

Ein zweites Zentrum des Goethekultes bildete sich in Berlin um die Schwestern Marianne und Sarah Meyer, die Töchter eines Berliner Bankiers, die der Dichter im Jahre 1795 in Karlsbad kennengelernt hatte.

Marianne, eine aufsehenerregende klassische Schönheit von junonischer Gestalt und hervorragenden Geistesgaben und ihre etwas überspannte Schwester Sarah, die später den preußischen Offizier v. Grothus heiratete, waren eifrig bemüht, gegen die als Folge des „Xenien“-Kampfes in den Berliner literarischen Kreisen herrschende goethefeindliche Stimmung anzukämpfen und für des Dichters Würdigung und Anerkennung zu wirken.

Namentlich wurde die geistig hochstehendere Marianne die Vertraute des Dichters. Sie förderte nach Goethes eigenem Geständnis durch ihren regen Anteil den Fortgang des werdenden Romans „Die Wahlverwandtschaften“, den er ihr als erste Leserin in der Handschrift zur Lektüre und Begutachtung einsandte.

Marianne wurde später — in heimlicher Ehe — die Gemahlin des Fürsten Heinrich XIV. von Reuß, des österreichischen Gesandten am preußischen Hofe.

Nach dem Tode ihres Gatten — 1812 — nahm Marianne den Titel einer Freifrau von Eybenberg an und lebte in Wien, wo sie, gleich Rahel und den anderen Jüdinnen in Berlin, in den hohen Kreisen, in denen sie verkehrte, für die Würdigung der Goetheschen Schöpfungen unermüdlich tätig war. Aus Wien weiter in lebhaftem Briefwechsel mit Goethe stehend, berichtete sie ihm über die gesellschaftlichen, künstlerischen und literarischen Zustände in der Donaustadt.

In Wien bildeten auch die geistvollen, auffallend schönen und einflußreichen Schwestern Franziska Baronin v. Arnstein und Cäcilie v. Eskeles einen geistigen Mittelpunkt, von dem Goethes Ruhm ausstrahlte.

Die beiden Frauen, Töchter des Berliner Bankiers Itzig, hatte Goethe im Jahre 1808 in Karlsbad kennengelernt und war mit ihnen dortselbst auch in den Jahren 1811 und 1812 zusammengetroffen.

Auch Cäcilie Schwägerin, ihres Gatten, des steinreichen Bankiers v. Eskeles, Schwester: Eleonora v. Fließ, wurde eine begeisterte Goetheverehrerin und Verkünderin seines Ruhmes.

Wie eine Jüdin, die Jutta Schaper, am Eingang in dem Liebesleben Goethes steht, so bleibt an eine — allerdings getaufte — Jüdin, die berühmte russische Hofpianistin Maria Szymanowska, der Ausklang seiner Liebeslaufbahn geknüpft. Er hatte die wunderschöne Polin 1823 in Marienbad kennengelernt, gerade als er seinen Liebesroman mit Ulrike v. Levetzow erlebte und erlitt, dem er in der „Elegie“, diesem furchtbaren Aufschrei einer von wildem Liebesleid zerrissenen Seele herzergreifenden Ausdruck verlieh.

Die Szymanowska, die den Dichter zwei Monate später in Weimar besuchte und ihn mit ihrem herrlichen, „unglaublichen“ Klavierspiel entzückte, wurde die Trösterin des in seiner Liebeshoffnung enttäuschten und leidenden Dichters.

„Dieser holden Frau“, sagte er zum Kanzler Müller, „habe ich viel zu verdanken. Ihre Bekanntschaft und ihr wundervolles Talent hat mich zuerst mir selbst wiedergegeben.“

In seiner Dankbarkeit widmete ihr der Dichter das dritte Gedicht der „Trilogie der Leidenschaft“.

Kleines Feuilleton

Silvester bei Tee

von Josef Kaplan

Am 31. Dezember des Jahres 1931, sieben Uhr abends, kaufte ich mir an einem Zeiungsstand sieben große Tageszeitungen, packte sie in meine Aktentasche, in der bereits ein Paket jüdische Zeitschriften lag. Zeitschriften, die sich im Laufe einer Woche bei mir regelmäßig anzusammeln pflegen. So versorgt mit geistiger Nahrung ging ich nach Hause. Auf der Treppe begegnete mir mein Nachbar von „oben“. Der Mann war sehr aufgeräumt; wahrscheinlich hatte er bereits eine Vor-Silvesterfeier hinter sich. Er drückte mir brüderlich die Hand, umarmte mich herzlich und sagte, wie ein Vater nur zu seinem Sohne sprechen kann: „Herr Nachbar, grüß Sie Gott, Herr Nachbar, wie geht es, gut, na, das freut mich von Herzen, Herr Nachbar! Was, Herr Nachbar, gedenken Sie heute zu unternehmen? Wird wohl bei Ihnen doll hergehen, wie?“

„Gar nicht doll“, sagte ich, „ich bleibe Silvester prinzipiell zu Hause.“

„Hab' ich mir gedacht, Herr Nachbar — Immer zu Hause feiern, intim, unter sich, aber dafür auch richtig, Herr Nachbar, daß sich die Balken biegen. Versteh das vollkommen.“

„Das freut mich“, sagte ich. „Aber die Balken werden sich bei mir nicht biegen. Ich feiere nämlich gar nicht.“

Mein Nachbar von „oben“ stand da, als sei er vor Verwunderung blöd geworden. „Wie? Sie, Herr Nachbar, feiern Silvester — gar nicht?“

„Nein“, sagte ich, „komisch, was?“

„Komisch nicht, aber ganz außerordentlich, ganz außerordentlich, Herr Nachbar! Brauen Sie wenigstens einen Punsch, wie?“

„Nein“, sagte ich, „ich trinke Tee.“

„Na, denn — prosit Neujahr, Herr Nachbar — bbbar.“

Er entschwand hurtigst und kopfschüttelnd.

Ja, das ist ganz außerordentlich, daß ein Jude am Silvester nicht feiert.

Ordentlich aber ist es, wenn ein Jude Silvester recht laut und fröhlich feiert.

Ich aber kann mich beim besten Willen nicht fröhlich machen, wenn ich absolut keine Ursache habe, fröhlich zu sein.

Was ist die Silvesterfeier? Ist sie der Abschluß eines glücklichen, holdseligen Jahres? Ist es Freude beim Rückblick auf vollbrachte gute Taten, ist es Jubel über Erfolg, Fortschritt der Menschlichkeit, was die Menschen ergreift, wenn ein verlebtes Jahr begraben wird? Es ist nichts von alldem. Es hat keinen Sinn! Es ist ein bewußt arrangiertes Hineingleiten in eine wohlthuende Vergessenheit, ein Selbstbetrug, ein Narkotikum.

Sagte ich nicht „Vergessenheit“? Doch! Silvester hat einen Sinn! Silvester feiern hat Sinn, wenn man Gelegenheit hat, diesen Sinn bei einem Glase Tee zu erfassen.

Wie sinnreich ist der Silvestersuff! Wie menschlich! Wie urmenschlich! Am Silvester sind die Menschen Menschen; sie geben sich als Menschen, ohne Schminke, ohne Maske — wie der Bühnenkünstler nach Theaterschluß.

Am Silvester um sieben Uhr werden die Menschen besser. Um 10 Uhr sind sie bereits gut. Um 12 Uhr sind sie schon ganz gut. Um 2 Uhr verlieren sie alle Erdschwere. Vergessen ist das alte Jahr, vergessen Elend, Not und Pein, vergessen Haß und Schlechtigkeit. Engel sind's, die dasitzen und saufen; gar keine Menschen

mehr sind! Politischer Kampf? Wirtschaftskampf? Kampf ums Stückchen Brot? Kampf um Macht? Kampf ums Dasein? Ach, Quatsch! Gibt's ja gar nicht!

In diesem Moment, in dieser Nacht sind die Menschen sogar liebenswert. Wie rührend menschlich sie sind! Wie schwach! Wie stark! Gute, liebe Geschöpfe Gottes!

Ich schenke mir derweilen ein zweites Glas — Tee ein. Wie das berauscht, zu wissen, wie jetzt, in dieser Nacht, die Menschen menschlich tun! Wie das wärmt; der Tee und dies grandiose Wissen um die, (wenn auch schnell verfliegende) Güte der Menschen!

Mir rauscht der Kopf. Tee — Gabe Gottes! Heilsames Kraut bist du mir heute, da dich alle verachten! Du erhebst mich über alle, du gibst mir den Sinn der Sinnlosigkeit! Du gibst mir Offenbarung!

Noch ein Schluck. Ich nehme mir die Zeitungen vor; die nichtjüdischen und die jüdischen. Und ich lese, langsam, bedächtig. Ich lese die Leitartikel: Rückblicke, Ausblicke, Seitenblicke, Bilanzen und noch andere Titel, die schon seit Gutenberg stadtbekannt sind.

Und siehe: aus allen diesen gut geschriebenen Zeilen erhebt sich eine warme Menschlichkeit. Menschen haben geschrieben! Keine „Politiker“! Und darin steckt das Menschliche: daß sie alle, diese klugen Köpfe, offen und ungeziert zugeben: es kam alles anders, als wir wollten! Wir waren falsche Propheten!

Göttlicher Trank! Tee! Erleuchtet meiner Seele!

Wehe aber dem Volke, welches am Silvester zu Hause sitzt und Tee trinkt! Nur Einzelne dürfen das tun! Einzelne, die auf den Turm steigen, um die Gegend besser zu sehen ...

Und merkwürdig: ich stand auf, legte die Zei-